Mit Feuer und Schwert.

Von Henryk Sienkiewicz.

(26. Fortsetzung.)

Sie trieben die Pferde an und holten die Voraneilenden ein. Von Osten wurde ein Feuerschein sichtbar.

„Was ist das für eine Lohe?" fragte die Fürstin.

„Fräulein!" antwortete der kleine Ritter, „ich will es Ihnen nicht verheimlichen. Das können Tataren sein."

„Jesus Maria!"

„Aengstigen Sie sich nicht. So Gott will, werden wir davon kommen und in der Nähe stehen schon unsere Banner."

„Um Himmels willen! Fliehen wir!" sagte Rzendzian.

Sie verstummten und glitten wie Geister dahin. Sie passierten den Wald, gelangten aufs Feld, oder richtiger, auf die Steppe, die sich gegen eine Viertelmeile dahinzog und an deren entgegengesetztem Ende wiederum ein Waldstreifen auftauchte. Sie hatten schon die Hälfte des offenen Weges zurückgelegt, als das geübte Auge des Herrn Wolodyjowski in der Entfernung die herannahenden Tataren gewahrte.

„Jetzt", sagte er, „rennen wir schnell davon; denn sie werden uns bestimmt erblicken."

Der Wind pfiff den Fliehenden um die Ohren — der errettende Wald kam immer näher.

Von jener, von der rechten Seite sich heranwälzenden dunklen Masse ließ sich plötzlich ein dem Meeresbrausen ähnliches Geräusch vernehmen und bald darauf durchschnitt ein einziges ungeheures Geschrei die Luft.

„Sie sehen uns!" brüllte Zagloba. „Hunde! Schurken! Teufel! Wölfe! Lumpen!"

Der Wald war schon nah, aber auch die Tatarenwolke ward immer deutlicher und von ihrem dunklen Körper begann sich einzelne Reiter, wie die Fühlhörner eines Ungetüms, vorzuschieben und kamen den Fliehenden mit unbegreiflicher Schnelligkeit nach. Wolodyjowskis geübtes Ohr unterschied schon deutlich das Geheul: Allah! Allah!

„Mein Pferd ist gestolpert!" schrieb Zagloba.

„Das hat nichts auf sich!" erwiderte Wolodyjowski.

Aber durch seinen Kopf schwirrten blitzartig die Fragen: was wird werden, wenn die Pferde nicht aushalten? Was wird werden, wenn eines von ihnen fällt? Es waren tüchtige, tatarische Pferde von eiserner Ausdauer, aber sie gingen schon von Ploskirow an, nach jenem rasenden Galopp von der Stadt bis zum ersten Walde wenig ausgeruht. Man konnte zwar auf die Handpferde umsteigen, aber auch diese waren ermüdet. Was wird werden, dachte Herr Wolodyjowski — und sein Herz schlug — vielleicht zum erstenmal im Leben — vor Angst — nicht seinetwegen, sondern Helenas halber, die er auf dieser langen Reise wie eine leibliche Schwester liebgewonnen hatte. Und er wußte auch, daß die Tataren eine einmal begonnene Verfolgung nicht so bald aufgaben.

„Meinetwegen hören sie nicht auf; sie werden aber Helena nicht einholen!" sagte er zu sich, die Zähne zusammenpressend.

„Das Pferd ist gestolpert!" rief Zagloba zum zweitenmal.

„Das hat nichts auf sich!" wiederholte Wolodyjowski.

Unterdessen gelangten sie in den Wald. Eine Dunkelheit umgab sie, aber auch einzelne Tatarenreiter waren nur einige hundert Schritte von ihnen entfernt.

Aber Herr Michael wußte schon zu handeln. „Rzendzian!" schrie er, „wende Dich mit dem Fräulein auf den ersten Weg von der Landstraße."

Der kleine Ritter wandte sich an Zagloba. „Die Pistolen in die Hand!"

Und seine Hände gleichzeitig dem Pferde des Herrn Zagloba auf die Zügel legend, begann er dessen Lauf zu verlangsamen.

„Was macht Ihr?" schrie der Edelmann.

„Nichts! nichts! Bringt Euer Pferd zum Stehen!"

Die Entfernung zwischen ihnen und Rzendzian, der mit Helena entwich, begann sich immer mehr zu vergrößern. Schließlich langten sie an einer Stelle an, wo die Chaussee ziemlich jäh gegen Zbaraz sich wendete, und geradeaus weiter zog sich ein von Zweigen halb bedeckter schmaler Waldpfad dahin.

Rzendian sprengte auf diesem Steg dahin und bald darauf war er mit Helena im Dickicht und der Dunkelheit verschwunden.

Unterdessen brachte Herr Michael sein und Zaglobas Pferd zum Stehen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was macht Ihr?" brüllte der Edelmann.

„Wir werden die Verfolger aufhalten. Es gibt für die Fürstin keine andere Rettung."

„Wir werden auf dem Platze bleiben!"

„Nun, so werden wir fallen. Stellt Euch hier an den Wegrand! da! da!"

Beide stellten sich im Dunkeln, unter den Bäumen, auf die Lauer — unterdem kam das ungestüme Getrappel der Tatarenpferde näher und erdröhnte wie ein Sturm, daß es im ganzen Walde widerhallte.

„Da haben wir's!" sagte Zagloba und führte einen Schlauch mit Wein an die Lippen. Er trank, trank — dann schüttelte er sich. „Im Namen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes!" rief er, „ich bin zum Tode bereit!"

„Gleich, gleich!" sagte Wolodyjowski. „Drei gehen voran, so habe ich es gewollt!"

Auf der Straße erschienen wirklich drei Reiter, in einer Entfernung von zwei-, dreihundert Schritten setzten mehrere nach, und weiter ein dichtgeschossener Tatarenschwarm.

Als die drei Voransprengenden mit denen im Hinterhalt in einer Linie waren, krachten zwei Schüsse. Dann stürzte Herr Michael wie ein Luchs hervor, und in einem Augenblicke, ehe Herr Zagloba Zeit hatte, hinzuschauen und nachzudenken, was geschehen, sank der dritte Tatar, wie vom Donner getroffen, zu Boden.

„Aufs Pferd!" schrie der kleine Ritter.

Herr Zagloba ließ sich das nicht zweimal sagen und sie sprengten, wie zwei von einer wütenden Hundekoppel verfolgten Wölfe dahin; unterdessen waren die anderen Tataren zu den Leichen herangekommen und bei der Erkenntnis, daß jene gehetzten Wölfe tödlich beißen könnten, machten sie eine Weile Halt, um auf die übrigen Kameraden zu warten.

Die Fliehenden gewannen dadurch einige hundert Schritte Vorsprung, aber die Unterbrechung in der Hetzjagd dauerte nicht lange — nur jetzt setzten die Tartaren in größeren Scharen nach und einzelne Reiter lösten sich nicht mehr vom Haufen los.

Die Pferde der Fliehenden waren aber vom langen Wege ermüdet und ihr Lauf wurde schwächer. Zaglobas Pferd insbesondere, das auf seinem Rücken solch eine bedeutende Last trug, strauchelte ein über das andere Mal — und beim Gedanken, daß er stürzen könne, sträubte sich das übriggebliebene Haar des alten Edelmannes.

„Herr Michael, teuerster Herr Michael, verlaß mich nicht!" rief er verzweifelt.

Als er dies sagte, schwirrte ein Pfeil um sein Ohr und weitere begannen wie Bremsen und Bienen zu surren und zu summen. Einer flog so nahe vorbei, daß er das Ohr des Herrn Zagloba beinahe streifte.

Herr Michael machte Kehrt und drückte zweimal die Pistolen gegen die Verfolger ab.

Da stolperte Zaglobas Pferd so stark, daß es sich beinahe mit den Nüstern in die Erde eingrub.

„Um Himmels willen, mein Pferd fällt!" schrie der Edelmann mit herzbrechender Stimme.

„Aus dem Sattel und in den Wald!" kommandierte Wolodyjowski. Sprach's, brachte sein Pferd zum Stehen, sprang ab und bald darauf war er mit Zagloba in der Dunkelheit verschwunden.

Dieses Manöver entging aber den Schlitzaugen der Tataren nicht, — mehrere von ihnen sprangen auch von den Pferden und setzten den Fliehenden nach.

Die Aeste rissen dem Herrn Zagloba die Mütze vom Haupte, schlugen ihm ins Gesicht und zerfetzten seinen Zupan; der Edelmann aber griff so scharf aus, als wäre er um dreißig Jahre jünger geworden. Manchmal sank er hin, raffte sich aber bald auf und floh noch eiliger, wie ein Blasebalg schnaufend — schließlich rollte er in einen tiefen Graben und fühlte, daß er sich nicht mehr herausarbeiten werde, denn die Kräfte verließen ihn ganz.

„Wo seid Ihr?" fragte Herr Wolodyjowski leise.

„Hier in der Grube! Es ist schon um mich geschehen! — Herr Michael, rettet Euch."

Herr Michael aber sprang, ohne zu zaudern, in den Graben und legte seine Hand auf Zaglobas Mund. „Seid still! vielleicht setzen sie an uns vorbei! Wir werden uns übrigens wehren."

Unterdessen kamen die Tataren herangerannt. Manche gingen wirklich an dem Graben vorüber, andere gingen langsam, die Bäume betastend und sich nach allen Seiten umblickend.

Die Ritter hielten den Atem an.

„Wenn einer von ihnen da hineinfiele", dachte Zagloba verzweifelt . . . da sprühten überall Funken auf; die Tataren begannen Feuer anzumachen.

Bei dessen Schein sah man wilde Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen und aufgeblähten Lippen, die auf den glimmenden Feuerschwamm bliesen. Eine geraume Weile gingen sie im Kreise in einiger Entfernung um den Graben, irgend welchen unheilvollen Waldkobolden ähnlich — und kamen immer näher.

Aber bald darauf drang von der Chaussee her ein seltsames Rauschen, Sausen und wirres Lärm und erweckte im Waldinnern einen Widerhall. Die Tataren hörten auf, Feuer anzuzünden und standen wie angewurzelt — Wolodyjowskis Hand krampfte sich in Zaglobas Arm.

Das Geschrei wurde stärker und plötzlich loderte heller Feuerschein auf, Musketensalven krachten, der Schrei: „Allah, Allah," ertönte, Säbel klirrten, Pferde wieherten — Pferdegetrappel und wirres Geheul erfüllte die Luft. Auf der Landstraße tobte ein Kampf.

„Die Unsrigen! Die Unsrigen!" schrie Wolodyjowski.

„Schlagt, tötet, haut drein, stoßt zu!" brüllte Herr Zagloba.

Noch einige Sekunde; an dem Graben vorbei rannten in größter Verwirrung fliehende Tataren. Herr Michael konnte sich nicht beherrschen, er setzte ihnen nach und in der Dunkelheit ließ er seinen Säbel auf ihre Nacken niedersausen.

Herr Zagloba blieb unten im Graben allein; er versuchte sich emporzuarbeiten, vermochte es aber nicht.

„Ha, Halunken", sagte er, „Ihr seid davongelaufen! Schade, daß nicht jemand von ihnen dageblieben ist. Ich hätte in dieser Höhle Gesellschaft und würde ihm gezeigt haben, wo der Pfeffer wächst. O, Heiden, man wird Euch jetzt wie das Vieh hinschlachten. Ruft „Allah, Allah", die Wölfe werden später über Euren Aesern auch so rufen. Aber das sehe ich, ich werde in diesem Loche sitzen bleiben. Das fehlte noch, daß die Wölfe mich auffräßen. Zuerst Bohun, dann die Tataren und schließlich die Wölfe. Gott beschere Bohun einen Pfahl, den Wölfen die Tollwuth; denn mit den Tataren werden die Unsrigen wohl schon fertig werden. Herr Michael! Herr Michael!"

Die Stille antwortete Herrn Zagloba, und aus der Ferne vernahm man immer schwächer werdendes Geschrei und vereinzelte Schüsse.

„Ich werde mich wohl hier schlafen legen — oder was? Hol's der Teufel! Heh, Herr Michael!"

Die Geduld des Herrn Zagloba sollte aber noch einer langen Probe ausgesetzt sein, denn der Morgen begann bereits zu grauen, als von der Chaussee her sich Pferdegetrappel wieder vernehmen ließ, und dann blitzten im Waldesdunkel Lichter auf.

„Hier Michael! hier bin ich!" rief der Edelmann.

„So kriecht heraus!"

„Wenn ich aber nicht kann!"

Herr Michael blieb am Rande der Höhle stehen, und Herrn Zagloba die Hand reichend, sagte er: „Nun, es sind keine Tataren mehr da. Wir haben sie bis hinter den zweiten Wald vertrieben."

„Und wer ist anmarschiert gekommen?"

„Kuszel mit seinem Banner und meinen Dragonern."

Dieser Kuszel war ein Freund des Herrn Wolodyjowskis und einer der besten Offiziere des Fürsten.

Zwei Stunden später saß Herr Zagloba, nachdem er gegessen und getrunken hatte, auf einem bequemen Sattel inmitten von Wolodyjowskis Dragonern, neben ihm ritt der kleine Ritter und sagte: „Grämt Euch nicht — denn obwohl wir nicht zusammen mit der Fürstin nach Zbaraz kommen — wäre es doch schlimmer, wenn sie in heidnische Hände geraten wäre."

„Und vielleicht wird Rzendzian noch nach Zbaraz umkehren?"

„Das wird er nicht tun, die Straße wird besetzt sein; die Tataren werden bald umkehren und unserer Spur folgen. Uebrigens kann auch Burlaj jeden Moment anmarschiert kommen und er wird früher vor Zbaraz sein, als Rzendzian es vermöchte. Von der zweiten Seite, von Konstantynow, sind Chmielnicki und der Chan im Anzuge."

„O Gott, so wird die Fürsten doch in eine Falle geraten?"

„Das wird eben Rzendzians Sache sein, zwischen Zbaraz und Konstantynow, solange es noch Zeit ist, hindurchzuschlüpfen und sich nicht von Tataren und Kosaken umzingeln zu lassen. Und seht Ihr, ich habe das feste Vertrauen, daß ihm das gelingen wird."

„Das gebe Gott!"

„Dieser Junge ist schlau wie ein Fuchs. Euch fehlen keine Kniffe, er aber ist noch verschmitzter. Wir haben uns die Köpfe zerbrochen, wie wir das Mädchen retten — schließlich ließen wir die Hände sinken — und durch ihn ist alles gutgemacht worden. Jetzt wird er schon wie eine Schlange hindurch schlüpfen, denn es handelt sich bei ihm auch um seine eigene Haut. Habt also Vertrauen, denn Gott wacht über ihr, der sie schon so vielmal gerettet hat."

(Fortsetzung folgt.)

Die Partie Sechsundsechzig.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Helmuth ten Moor.

Es ist richtig: Mein Freund Pfisterer galt in Friedenszeiten für einen sehr phantasievollen Menschen; aber seitdem er als Kriegsfreiwilliger das feldgraue Ehrenkleid trägt, ist er die Wahrhaftigkeit selbst. Darum lege ich für die Zuverlässigkeit des Berichts, wie er zu seiner Auszeichnung gekommen, meine Hand ins Feuer. Und dieser Bericht lautet in seinen eigenen Worten:

„Hinter B., dicht vorm Yserkanal, hatte ich mein erstes Gefecht. Eine Nacht hindurch hielten wir eine Chaussee besetzt, die angeblich angegriffen werden sollte. Es kam aber niemand. Nur geschossen haben sie unaufhörlich. Infanteriefeuer — dabei konnte man noch lachen. Aber am Morgen, da kam's zum ersten Mal angeheult, so ein niederträchtiges Ding von einer Granate. Und dann zischte und krachte und dröhnte es unaufhörlich. Eine halbe Stunde lang richtete die Bande den größten Flurschaden an. Ein Granatloch neben dem andern vor und hinter uns in den Wiesen. Krepiert ist glücklicherweise kaum eines von den Teufelsdingern: sonst wäre die Sache doch recht ungemütlich geworden. Fort konnten wir nicht, ohne kilometerweit gesehen zu werden. Darum buddelten wir uns in dem flachen Graben ein, so gut es ging. Ich hatte das Glück, gerade neben meinem Hauptmann zu liegen. Und als wir im tollsten Arbeiten waren, fragte er mich: „Pfisterer, da drüben bewegt sich doch was — da bei dem kleinen Wäldchen; sehen Sie nichts?" Na, daß ich nichts sehen sollte, wenn mein Hauptmann was sieht, ist selbstverständlich ausgeschlossen. Ich sah also ebenfalls was; aber da er nicht wußte, was es war, brauchte ich es glücklicherweise auch nicht zu wissen. Da machte er mir die innige Freude, zu sagen: „Pfisterer, jetzt haben Sie eine schöne Gelegenheit, sich die Knöpfe zu verdienen. Kriechen Sie gegen das Wäldchen vor und sehen Sie, was da los ist. Aber kommen Sie schleunigst zurück, und halten Sie sich gut in Deckung!"

Habt ihr euch schon mal gut in Deckung gehalten auf einer Wiese, die flach ist wie eine Tischplatte? Na, ich krieche also. Rechts und links von mir schlagen die belgischen Biester ein — aber ich krieche. Jetzt ist's schon ganz egal, denke ich, lebendig kommst du ja doch nicht zurück. In dem Wäldchen kann eine ganze feindliche Division stecken. Wenn die erst anfängt, auf dich zu schießen, dann: Gute Nacht, Pfisterer! Du wirst durchlöchert werden wie ein Sieb — aber mit der letzten Kraft wirst du den Deinen ein Zeichen geben. Und wenn sie dich nach siegreichem Ansturm finden, wirst du sterbend nur die schlichten Worte sprechen: „Herr Hauptmann, ich habe meine Pflicht getan!" Der Geist des klassischen Altertums ist einem doch nicht umsonst zwölf Jahre lang eingetrichtert worden.

Wie ich so im schönsten Kriechen bin, wirft mich plötzlich was auf den Rücken. Erde und Steine hageln auf mich herab; halb betäubt und gänzlich zerschlagen bleibe ich liegen. Und wie ich meine Sinne halbwegs wieder beisammen habe, sehe ich dicht vor mir ein tiefes schwarzes Loch.

„Pfisterer" denke ich, „du bist kaput — aber Glück hast du doch gehabt. Fragt sich nur, was jetzt noch nachkommt."

Die Sache hatte nämlich ihren Haken. Das merkte ich bei dem ersten Versuch einer Bewegung, weil mir dabei vom Fuße her ein wütender Schmerz durch den ganzen Körper zuckte. Auch wenn ich meine letzten Kräfte daransetzte, würde ich mit dem zerschossenen Bein keine zehn Meter weit kommen, das war sonnenklar. Liegen bleiben konnte ich ebensowenig. Es schien ja, als wollten die Belgier diese unglückliche Wiese benutzen, um ihre schlechte Munition im Ganzen zu verramschen. Aber in kritischen Augenblicken kommt einem immer irgendein guter Einfall. Wo es einmal eingeschlagen hat, denke ich, trifft's nicht so leicht abermals hin. Und in dem schönen tiefen Trichter da vorne bist du immer noch besser aufgehoben, als hier auf dem Präsentierbreit. Ich schob mich also langsam vorwärts, was eine ziemlich mühselige und schmerzhafte Arbeit war. Mein Kochgeschirr bekam bei der Gelegenheit noch zwei Löcher, das, was darunter war, aber blieb erfreulicherweise heil. Wie ich schließlich bis in die Grube hinuntergekommen bin, weiß ich allerdings nicht recht zu sagen. Die letzten Anstrengungen machte ich wohl schon in halber Bewußtlosigkeit, und sicher ist jedenfalls das Eine, daß ich für eine gute Weile von dem Höllenkonzert um mich her ebensowenig vernahm, als ich von der Wunde fühlte.

Daß es eine richtige Ohnmacht war, glaube ich übrigens nicht. Ich meine vielmehr, es war ein ganz normaler, gesunder Schlaf. Wer's nicht erlebt hat, der kann sich nämlich keine Vorstellung davon machen, unter was für Umständen ein Soldat im Felde es fertig bringt, seine durchwachten Nächte wieder einzuholen. Wenn man bewußtlos ist, hat man doch keine Träume; ich aber hatte einen Traum. Allerdings, wie es den Verhältnissen angemessen war, einen ziemlich aufregenden. Mir träumte nämlich, ich säße im Mannschaftszimmer unseres Rekrutendepots und hätte fürchterlichen Hunger. Und das Aufregende war, daß hoch über mir, dicht unter der Decke, eine prachtvolle Salamiwurst schwebte, die ich nicht erreichen konnte, weil ein mächtiger Nagel, mit dem mein rechter Fuß am Boden befestigt war, mich am Springen verhinderte. Ich durchlebte alle Qualen des seligen Tantalus, und sie wurden zur Höllenpein, als ich sehen mußte, wie sich einer meiner Kameraden, der dicke Meisentritt, eine Leiter holte und in aller Gemütsruhe daran emporzuklimmen begann. Wenn der die Wurst erwischte, würde für keinen andern auch nur das armseligste Zipfelchen übrig bleiben, das war so sicher wie die Präsentation eines Wechsels am Fälligkeitstage. Konnte man mir's also verargen, daß ich in meiner Verzweiflung mit beiden Händen nach Meisentritts Stiefeln griff, um ihn von der Leiter herunter zu ziehen? Er wollte sich das ebenso natürlich nicht gefallen lassen, schrie in einem fort, ich sollte ihn loslassen und stieß mit seinen Trittlingen nach mir, bis er mich mit dem Absatz an die Stirn getroffen hatte. Da erwachte ich, empfand einen tüchtigen Schmerz am Kopfe und — hatte richtig Meisentritts Fuß in den Händen. Jawohl, so war es — ich verbitte mir jeden ungläubigen Zweifel. Das heißt: Meisentritts Fuß war es nun gerade nicht, aber doch immerhin einer, der an einem von zwei unmeßlich langen männlichen Beinen saß. Und aus der Höhe schrie noch immer einer auf gut deutsch, daß ich ihn in des Teufels Namen loslassen sollte. Das tat ich denn auch nunmehr ohne weiteres; die beiden endlosen Beine rutschten neben mir in den Trichter herunter, knickten in der Mitte ein — und an meiner Seite saß in aller Gemütsruhe, das Käppi schief auf dem Ohr, ein Todfeind, ein Belgier, sah mich halb mißtrauisch, halb bewundernd an und sagte, sich abermals meiner teuren Muttersprache bedienend: „Mensch — haben Sie aber einen gesunden Schlaf!"

„Aha," dachte ich, „der Traum ist noch garnicht zu Ende!" Aber damit befand ich mich im Irrtum; was ich erlebte, war kein Traum, sondern die schönste Wirklichkeit. Denn nach einem etwas verworrenen Hin und Her, und nachdem wir uns gegenseitig in aller Form vorgestellt hatten, ergab sich unschwer des Rätsels Lösung. Ich erfuhr, daß es während meiner Ohnmacht oder meines Schlummers droben auf der Oberwelt ziemlich heiß hergegangen war. Das Wäldchen war tatsächlich von einer vorgeschobenen Kompagnie belgischer Infanterie besetzt gewesen, und sobald sie sich durch ihr auf mich Unglückswurm gerichtetes Feuer verraten hatte, waren die Unsrigen zum Angriff vorgegangen. Trotz ihrer Maschinengewehre und trotz des Granatenhagels der dahinter liegenden Artillerie hatten die Belgier das Gehölz nicht halten können. Nur einem kleinen Teil von ihnen war es gelungen, zu entwischen. Und zu diesen Wenigen gehörte auch mein Trichtergenosse, der Unteroffizier George Boucher — in seinem bürgerlichen Beruf Artist und Violinvirtuose auf der freistehenden Leiter — derselbe, den ich im letzten Friedenswinter als Signor Mandellini im Zirkus Busch bewundert hatte. Der Umstand, daß er seit Jahren in Berlin, Hamburg, Dresden und Leipzig die meisten seiner künstlerischen Lorbeeren gepflückt hatte, erklärte auch sein tadelloses Deutsch, das mich anfänglich fast noch mehr überrascht hatte, als die Tatsache seines unerwarteten Erscheinens. Er hatte übrigens eine respektable Wunde am Arm, von der er indessen nicht viel Aufhebens machte und die ihn nicht hinderte, eine Zigarette nach der andern zu rauchen.

Nachdem wir uns über das Wie und Woher hinlänglich verständigt hatten, konnte ich die Frage nicht unterdrücken:

„Ja, und nun, mein Bester? Was soll nun eigentlich werden? Ewig können wir doch nicht hier in dem Loche sitzen bleiben?"

Er sah mich unsicher an. „Nein, Herr Kamerad!" meinte er zögernd. „Es wird wohl unvermeidlich sein, daß wir uns gefangen nehmen."

Ein langes Schweigen folgte dieser tiefsinnigen Bemerkung. Mit meinem zerschossenen Bein, von dem ich ihm übrigens bis jetzt aus wohlerwogenen Gründen nichts gesagt hatte, konnte ich doch nicht wohl daran denken, einen Gefangenen zu machen. Und daß ich mich nicht gefangen geben würde, war selbstverständlich. Ich wartete also zunächst auf seine weiteren Vorschläge. Und ich wartete nicht umsonst.

„Spielen Sie Sechsundsechzig?" fragte er plötzlich.

„Ah, Sie meinen also, daß wir —?"

„Ich glaube, es wäre die anständigste Lösung. Da — die Karten habe ich bei der Hand."

Und mit einigen Hintergedanken für den Fall meines Unterliegens ging ich darauf ein. Beim letzten Tageslicht, während der erste bleiche Stern über unserm Granatloch aufschimmerte, spielten wir die Partie Sechsundsechzig, die einen von uns seine Freiheit kosten sollte. Ich bekam die schlechteren Karten, aber Mandellini war der schlechtere Spieler. Und ich gewann.

Der Violinvirtuose auf der freistehenden Leiter war ein Ehrenmann. Als ich mich „aus" gemeldet und ihm meine Stiche vorgezählt hatte, machte er mir eine ritterliche Verbeugung.

„Nehmen Sie meinen Degen," sagte er. „Da es draußen still geworden und wohl auch dunkel genug ist, bitte ich Sie, mich Ihrer Truppe zuzuführen."

„Sie haben leicht reden, Mensch," seufzte ich. „Führen Sie mal jemanden irgendwohin, wenn Sie selber nicht laufen können!"

Zu spät wurde er seines Vorteils inne — zu spät, weil er, wie gesagt, ein Ehrenmann war. Es gab einen langen Kriegsrat, und sein Ergebnis war, daß ich mich zunächst mit Mandellinis tatkräftiger Hilfe aus dem Trichter schob. Oben war nichts zu sehen, als ein prachtvoller Sternenhimmel. In reichlicher Entfernung nur blitzte es hier und da auf. Und dem verlorenen Rollen nach, das solchem Aufblitzen folgte, mußte der Kampf sich über Tag um ein gutes Stück entfernt haben.

Wir vertilgten zunächst die Dauerwurst, die ich noch im Tornister hatte, und spülten sie mit Mandellinis vortrefflichem Likör hinunter. Dann lud mich der Belgier unter einigem Stöhnen und Aechzen auf seine starken Schultern und stopfte nach meiner Anweisung über die Wiese gegen die Chaussee hin, wo wir zweifellos bald auf deutsche Truppen stoßen mußten. Ungefähr zehn Minuten waren wir unterwegs — Mandellini schnaufte schon ganz beängstigend — als in der Ferne einige leuchtende Punkte auftauchten, die sich mit rasender Schnelligkeit näherten — Automobile! Ich schrie und winkte aus Leibeskräften, als sich der erste Wagen näherte, und ich hatte den gewünschten Erfolg. Hart vor uns stoppte der Fahrer. Mein Schrecken aber war nicht gering, als ich in den Insassen einen kommandierenden General und seinen Adjutanten erkannte.

„Mensch — stehen Sie doch stramm!" raunte ich meinem Belgier zu, und ich selber suchte auf seinen Schultern ebenfalls so stramm wie möglich zu wirken. Der Adjutant riß den Wagenschlag auf.

„Was ist denn das für ein Aufzug?"

„Melde gehorsamst: Grenadier Pfisterer, 5. Kompagnie, Reserve-Infanterie-Regiment X — mit einem Gefangenen."

„Ja, lassen Sie sich etwa hier von Gefangenen spazieren tragen? Oder was, zum Donner — —?"

„Ich bin verwundet, Exzellenz, und kann nicht laufen. Der Gefangene soll mich zur nächsten Truppe tragen."

„Also der Adjutant sah den General an, und der General sah den Adjutanten an. Und dann — na, so etwas von einem herzlichen Lachen hatte ich seit langem nicht mehr gehört. Ich mußte meinen Namen noch einmal nennen; der Adjutant notierte ihn; dann wurden wir beide, Mandellini und ich, in eines der folgenden Autos gesteckt, in dem nur ein Leutnant saß. Und eine halbe Stunde später lagen wir auf dem Hauptverbandplatz.

Mißgünstige Leute könnten vielleicht sagen, ich hätte mir meine Auszeichnung im Sechsundsechzig gewonnen. Aber mit diesem Gewinn war es so eine eigene Sache. Mandellini ist ein Ehrenmann — gewiß! Bei unserer Partie Sechsundsechzig jedoch — da hat er ganz bestimmt gemogelt!"

Der letzte Droschkengaul.

(Parodie.)

Verlassen, verlassen,
Verlassen bin i',
Ja, san denn d' Fiaker
Gar allesamt hi'.
Koa Wag'n hat a Deixl,
Koa Roß is mehr dro',
Was fangt i' den i' na
Alloane so o'!
I' woaß bloß oa Platzerl,
Bei uns glei' daneb'n,
Es ko' halt für mi' ja
Was besser's net geb'n.
Was leid' i' dem Hunger,
Was leid' i' denn Durst:
Jatzt geh' i' zum Metzger
Und werd' halt a Wurst.

— Die Besserung. Professor: „Siehst du, Schatz, ich bin nicht mehr so zerstreut, wie du meinst! Heute habe ich meinen Ueberzieher wieder mit heimgebracht!"

„Aber, um Himmels willen, Hugo, du hattest ihn ja gar nicht mitgenommen!"

Amerikas altes Wehrgesetz.

Galt für alle Bürger und könnte noch heute durchgeführt werden.

Von allgemeiner militärischer Dienstpflicht in den Ver. Staaten spricht man in diesen Tagen sehr viel. Manche scheinen zu glauben, daß eine solche Idee, sich auf die ganze Bürgerschaft erstreckend, etwas neues in diesem Lande sei, während sie tatsächlich schon sehr alt ist, wenn auch nicht genau in der jetzt verlangten Form. In den betreffenden Erörterungen ist schon auf die Tatsache hingewiesen worden, daß ein amerikanisches Wehrzwang-Gesetz schon seit fast einem Viertel-Jahrhundert besteht; es dürfte aber viele interessieren, mit den Einzelheiten des betreffenden Gesetzes etwas näher bekannt zu werden. Gewisse Bestimmungen darin liegen freilich von der Jetztzeit so weit ab, daß sie nicht einmal ohne weiteres verständlich für die heutige Generation sind.

Es handelt sich um die „Armee-Regulationen" vom Jahre 1800. Dieselben sind niemals widerrufen worden, obschon sie seit dem Bürgerkrieg Zusätze erfahren haben.

Darnach ist jeder Bürger — die Bürgerinnen sind noch nicht inbegriffen — im Alter zwischen 18 und 45 Jahren ein Mitglied der „unorganisierten Miliz der Ver. Staaten" und kann jederzeit zu militärischer Pflichtleistung im Dienst des Landes herangezogen werden.

Merkwürdig genug liest es sich in unserer Zeit, wenn das Gesetz — denn das ist es, und keine bloße militärische Dienstverordnung, wie man vielleicht nach seinem Titel annehmen könnte — des weiteren verlangt, daß der zum Dienst eingezogene Bürger seine „Spontoons" und seine „Hangers" hervorhole und auch seine Muskete und sein Pulverhorn und seinen mit bleiernen Kugeln gefüllten Beutel mitbringe. Was ist ein „Spontoon" und ein „Hanger"? Das weiß vermutlich heute noch nicht einer unter 100,000 Amerikanern, namentlich was das erstere Wort anbelangt.

Ein „Spontoon" ist das Wort, welches in den amerikanischen Kolonialzeiten auf die Hellebarde angewandt wurde, die namentlich vom europäischen Mittelalter her bekannt ist. Es war eine Art Schlachtaxt auf einem Stiel, mit einem Stachel am einen Ende und mit einer Klinge am anderen. Ein „Hanger" war ein kurzes Schwert mit krummer Klinge, vielleicht ein Vorläufer des neuzeitlichen Kavalleriesäbels.

Diese beiden Waffen hatten in früheren Tagen viele praktische Dienste getan, wurden aber zur Zeit, als Militärsachverständige das Gesetz von 1800 ausarbeiteten, lediglich als Offizierswaffen getragen; und die erstgenannte Waffe diente, obschon ihr soldatischer Gebrauch auch alsdann nicht ausgeschlossen war, hauptsächlich als Abzeichen der Befehlshaberwürde. Den noch heute mindestens bei großen Paraden getragenen Offiziersäbel kann man als eine Fortsetzung des „Hanger" ansehen. Ferner bestimmt das Gesetz, daß alle Bürger der genannten Altersstufen sich auf alle Fälle zu einer jährlichen Musterung einfinden müssen, wo sie in der Handhabung der Waffen sowie militärischer Taktik geschult werden. Es war dabei von besonderer Wichtigkeit, daß der Gemeine seine Muskete — die stets ein Vorderlader war — und die übrigen obengenannten Dinge zu praktischem Gebrauch mitbrachte.

Bis zur Zeit des Bürgerkrieges wurden die jährlichen Einmusterungen der „unorganisierten Miliz" fortgesetzt. Einer der Drillmeister in der Schulung, wie sie damals geboten wurde, war der nachmalige General Grant. Er organisierte Lager, bildete die Bürger, die sich meldeten, militärisch aus und war im allgemeinen sehr tätig auf diesem Gebiete. Sein in West Point erworbenes Wissen kam ihm dabei zugute; er kehrte aber dabei lediglich den wehrfähigen Bürger heraus, nicht den Berufssoldaten. Zu einer Laufbahn als letzterer glaubte er sich damals überhaupt nicht geeignet.

Man kann sagen, daß das obige Wehrpflichtgesetz durch Nichtanwendung ein „toter Buchstabe" geworden sei, — aber Gesetz ist es noch immer, und es könnte jederzeit wieder zum Leben erweckt und den heutigen Verhältnissen entsprechend durchgeführt werden, wenn die Regierung solches für nötig hielte!

Zwei Wegelagerer lockten in Rheinlander, Wis., den in der Stadt fremden Holzhändler Martin Van Roy unter dem Vorgeben, ihm den Bahnhof der Soo-Linie zeigen zu wollen, auf einen entlegenen Holzhof, wo sie über den Mann herfielen, ihn niederschlugen und ihm seine aus $27 bestehende Barschaft raubten. Bevor sie das Weite suchten, zogen sie ihrem Opfer die Schuhe aus. Später wurde von der Polizei ein Mann, der seinen Namen mit Mike Lakachewich angab, aufgegriffen und von dem Berauten als einer seiner beiden Angreifer identifiziert.